

sein und in die Irre führen. Der Mythos hat nie und nirgends diesen Anspruch auf absolute Wahrheit erhoben, spricht eher eine Stimmung aus als eine Tatsache. Stimmung aber hat keine Wahrheit, sondern nur Echtheit, und viele Weisen des Ausdrucks². Tatsache aber hat nur eine Wahrheit, weil die Wirklichkeit unerbittlich so ist, wie sie eben ist, mag sie uns behagen oder nicht. So ist die Unerbittlichkeit und geheimnisvolle Klarheit des Dogmas der entsprechende Ausdruck und die notwendige Folge der absoluten Höhe des christlichen Gottesbegriffs und darum auch ein Merkmal, das die Kirche aus allen Religionen heraushebt. Alle Relativierung des Dogmas zieht die Gottheit wieder hinab ins Menschliche, ja Allzumenschliche, ins Unpersönliche und Mythische. Gewiß, nun ist es dem Menschen nicht mehr gestattet, sich Götter nach seinem Bilde zu verfertigen. Das empfindet er zuerst als Verarmung und Unfreiheit. Aber in der Tiefe ist es vielmehr Befreiung und Bereicherung. Auch der schönste, angenehmste Irrtum endet in Beschämung an dem Tag, wo er aufgedeckt wird. Und die Götter nach dem Bild des Menschen sind immer ebenso armselige Geschöpfe wie ihr Schöpfer. Durch den christlichen Gottesbegriff hingegen steht der Mensch auf dem Felsgrund der Wirklichkeit. Sein Eigenstes wird durch ihn aufgerufen. Persönlich verantwortlich steht er vor dem persönlichen, verstehenden, gerechten und liebenden Gott, nicht vor irgend einer dunkeldumpfen, wirren Lebenskraft, die ihn eines Tages verbraucht am Wege liegen lassen wird. Im Ringen um den Selbstbesitz, um Veredelung alles Werthaften in sich weiß der Christ sich verstanden, mehr noch, getragen und gestärkt, dem endlichen Sieg versprochen. Das, was ihn eigentlich zum Menschen macht, was ihm ermöglicht, auch die niederen, selbst mit dem Tier gemeinsamen Werte

² Vgl. diese Zeitschrift 133 (1937) 1–9: „Mythos und Dogma.“

eigentlich zu besitzen und sich ihrer zu erfreuen, statt von ihnen als bloßes Werkzeug gebraucht und mißbraucht zu werden, was also seinem Leben erst Inhalt und Reichtum gibt und selbst seine Verirrungen möglich macht, das ist kein grausamer Trug für einen kurzen Augenblick, nichtig zwischen zwei Nichtigkeiten, sondern seine Gottesähnlichkeit, deren Würde, einst verloren, in undenkbar schönerer Weise nicht nur wiederhergestellt, sondern bis zur Gotteskindschaft überhöht wurde. Sie ruht auf dem unzerstörbaren Fels der ewigen Wirklichkeit Gottes und ist darum unsere wirklichste Wirklichkeit, die alles andere zu überwinden imstande ist.

Der Jubel des am Anfang erwähnten Textes wird uns nun begreiflich. Nie hat eine Religion solche Ansprüche erhoben, nie solche Gaben geschenkt. Nie hat ein Mensch in dem persönlichen, geistigen, wirklichen und einzigen Sinn Sohn Gottes zu sein behauptet wie Christus. Und an der Wahrheit dieses seines Anspruchs hängt die Absolutheit des Christentums. Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Gottheit Christi sind keine entbehrlichen Zierate am Bau der christlichen Kirche, sondern das Fundament, worauf sie steht. Es ist fest. Sie ist nicht auf menschliche Mythenbildung gebaut.

Über uns steht der persönliche Liebeswille Gottes, nie bedroht von äußeren Einflüssen, nie gefährdet durch Launen, die aus unpersönlichen Tiefen heraufbrächen, nie gebrochen durch unbewußte und unbeherrschte Kräfte eines naturhaften Grundes in Gott. Darum nie versagend, nie erschlaffend, nie sich ändernd. Was sollte uns also außer unserer eigenen Untreue scheiden können von dieser Liebe und uns so der Angst wehrlos wieder ausliefern? „Weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Mächte, weder Hohes noch Niederes, noch sonst etwas Geschaffenes wird uns scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christus Jesus, unserem Herrn“ (Röm. 8, 38 f.).

TAPFERKEIT UND CHRISTENTUM

Von Max Pribilla S. J.

Nachdem Begriff und Eigenschaften der Tapferkeitargestellt sind¹, erhebt sich die naheliegende und zeitgemäße Frage, welche Stellung der Tapferkeit innerhalb der christlichen Lebensauffassung zukommt. Diese Frage ist deshalb so bedeutungsvoll, weil jede lebendige Kraft ihr Wesen am schärfsten offenbart, wenn sie zum Kampf herausgefordert wird. So ist ja nichts für Charakter und Wert eines Menschen bezeichnender und aufschlußreicher als seine Haltung in Zeiten der Not und Bedrängnis. Wenn der gewohnte Ablauf des

Lebens unterbrochen wird und außerordentliche Anstrengungen verlangt werden, dann fällt die Maske, dann zerstiebt der Schein. Auch für das Christentum ist die Frage nach seiner Stellung zur Tapferkeit nichts anderes als die Frage nach dem Ernst und der Echtheit seiner inneren Gesinnung.

Eine Antwort auf die Frage ist schon in der Tatsache enthalten, daß nach christlicher Anschauung die Tapferkeit zu den vier Kardinaltugenden zählt, die zum sittlichen Leben unbedingt erforderlich sind. Der große Bau des sittlichen Lebens ruht auf diesen Kardinaltugenden wie auf Säulenqua-

¹ Vgl. diese Zeitschrift 138 (1940) 1–5.

dern, und wo auch nur eine von ihnen versagt, stürzt die sittliche Ordnung des Lebens zusammen. Die Notwendigkeit der Tapferkeit ergibt sich aber auch aus dem ganzen Weltbild und der Heilslehre des Christentums. Der Christ ist weit entfernt von einem naiven oder seichten Optimismus; er weiß, daß die ganze Welt im argen liegt (1 Joh. 5, 19). Er glaubt an die Wirklichkeit der Erbsünde und der persönlichen Sünde, deren furchtbare Bedeutung er weder abschwächen noch verharmlosen darf; er glaubt somit an die Macht der Finsternis, ja an den leibhaftigen Teufel, gegen dessen List und Tücke er stets auf der Wacht stehen muß (1 Petr. 5, 8; Eph. 6, 12). Alles Gute kann sich darum hienieden nur in unaufhörlichem Kampf gegen das Niedrige und Gemeine behaupten, und in diesem Kampf hat sich der Christ zu bewähren vom ersten Erwachen seiner Vernunft bis zum letzten Atemzug. Pflichten gegen Gott und die Kirche, Pflichten gegen seine Familienangehörigen und Volksgenossen, Pflichten gegen Freunde und Feinde treten Tag für Tag an ihn heran und fordern vielfache Anstrengungen und Entsagungen, kurz Opfer aller Art. Daher gehört zum Christen ein gestraffter Wille zur Wachsamkeit und zum Einsatz, und da er den Kampf des Heiles aus eigener Kraft nicht bestehen kann, ein unbegrenztes Vertrauen auf die Gnadenhilfe Gottes. Mut und Vertrauen in Gefahren und Leiden machen aber die Tapferkeit aus. Es ist also einleuchtend, daß man kein überzeugungstreuer Christ sein kann ohne Tapferkeit².

Die Heilige Schrift ist denn auch von Anfang bis zu Ende ein hohes Lied auf die Tapferkeit. Schon im Alten Testament wird das Menschenleben als ein Kriegsdienst bezeichnet (Job 7, 1), und wer zum Dienst Gottes antritt, wird belehrt, sich auf Anfechtung gefaßt zu machen (Sir. 2, 1). Die Psalmen sind für das Volk Gottes Gebete und Lieder des Kampfes, und an alle ergeht die Mahnung, im Vertrauen auf Gottes Hilfe ohne Furcht bis in den Tod für Wahrheit und Gerechtigkeit zu streiten (Sir. 4, 33). Der Gerechte aber wird geschildert und gepriesen als der Mann, der mitten in den ihn umtösenden Gefahren unerschütterlich steht wie der Berg Sion. Immer wieder werden die Glaubenshelden als leuchtende Vorbilder hingestellt, die auch unter den härtesten Bedrückungen, auch im Todesschaten, ihrem Gott die Treue hielten und in ihrer Hoffnung nicht wankten (vgl. Hebr. 11, 2—39). Erst recht ist der Grundton der Evangelien und der Apostelbriefe auf Kampf und Weltüberwindung, auf mutiges und mannhaftes Verhalten gestimmt. Fürwahr, ein träger, feiger Christ findet im Evangelium keine Rechtfertigung oder

Entschuldigung. Ist doch im Licht des Christentums das ganze Leben ein Wagnis um die Rettung der Seele, ein heißes Ringen, bei dem der höchste Preis, die Ewigkeit, auf dem Spiel steht. Und in diesem letzten, entscheidenden Kampf steht und fällt jeder auf eigene Gefahr und Verantwortung; niemand kann ihm die Mühe des persönlichen Einsatzes abnehmen (Röm. 14, 12).

Christus, das unerreichbare Vorbild des Christen, gibt selbst in seiner Person das Beispiel des größten Starkmutes, der vor keiner Gefahr, keiner Drohung, keinem Leiden zurückbebt und unbeugsam die Linie verfolgt, die sein himmlischer Vater ihm vorgezeichnet hat. Er ist damit zum Zeichen geworden, dem widersprochen wird. Wohl war er voll unerschöpflicher Liebe, Barmherzigkeit und Geduld, aber er scheute nicht das „harte Wort“ (Joh. 6, 61), wenn es die Wahrheit und die Ehre Gottes galt. Wäre er nur ein lebenswürdiger, glatter Rabbi gewesen, der ängstlich jedem ernststen Konflikt aus dem Weg ging, dann hätten seine Feinde es nicht für nötig erachtet, ihn ans Kreuz zu schlagen. Wenn wir uns scheuen, auf ihn das Wort „Held“ anzuwenden, so nur deshalb, weil sein erhabenes Beispiel alle menschlichen Maßstäbe unsagbar übersteigt.

Auch an seine Jünger stellt Christus strenge, unerbittliche Forderungen, die nicht von Schwächlingen erfüllt werden können. Sie sollen in täglicher Selbstüberwindung ihm das Kreuz nachtragen, den Tod nicht fürchten und ihr Leben wagen, um es zu gewinnen; sie sollen ohne die Hilfe irdischer Machtmittel das Evangelium in der ganzen Welt verkünden, für Christi Namen ein offenes, unerschrockenes Bekenntnis vor den Menschen ablegen, auch inmitten eines treulosen und sündigen Geschlechts (Mark. 8, 38), und nicht verzagen, selbst wenn sie wie Schafe unter die Wölfe gesendet werden. Darum bietet er ihnen nicht nur den Frieden, sondern auch das Schwert (Matth. 10, 17—39). Nichts rügt Christus an denen, die ihm nachfolgen, so sehr wie Mangel an Gottvertrauen, Kleinmut und Furchtsamkeit; er will gerade, starke und tapfere Seelen, die für das Reich Gottes bereitwillig die schwersten Opfer bringen und in den Verfolgungen dieser Welt nicht einen Grund zur Trauer, sondern zur erhebendsten Freude sehen.

Wie der Meister, so sprechen seine Apostel. Immer wiederholen sie in ihren Briefen nachdrücklich die Mahnung zur Festigkeit, zur Mannhaftigkeit, zur durch nichts zu erschütternden Treue (vgl. Röm. 8, 35—39). In seinem Brief an die Epheser (6, 13—17; vgl. 1 Thess. 5, 8) schlägt der Völkerapostel geradezu den soldatischen Befehlston an, indem er die Aufgabe des Christen schildert: „Darum leget die Waffenrüstung Gottes an, damit ihr am bösen Tag widerstehen und in treuester Pflichterfüllung das Feld behaupten könnt. So stehet

² Vgl. auch die Aufsätze über „Charakter“ und „Christliche Haltung“ in dieser Zeitschrift 128 (1935) 297—310 und 135 (1938) 169—179.

denn fest, eure Hüften umgürtet mit Wahrheit, angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, die Füße beschuht mit der Bereitschaft für das Evangelium des Friedens. Zu alledem ergreift den Schild des Glaubens, mit dem ihr alle feurigen Pfeile des Bösen auslöschen könnt, und nehmet den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes, das ist das Wort Gottes.“ Kann man kriegerischer von dem Leben des Christen sprechen? Hier ist nichts von Halbheit, Gebrochenheit, Verschlafenheit und Trägheit. Den guten Kampf zu kämpfen wie ein tüchtiger Soldat Christi Jesu, nicht im Geist der Zaghaftheit, sondern der Kraft (2 Tim. 1, 7; 2, 3) — das heißt in der Tat Christ sein.

Die klare, feste Sprache der Evangelien und der Apostelbriefe findet ihr Echo in den Schriften der Kirchenväter, besonders dort, wo sie von dem Martyrium und den Märtyrern reden. Jedes Fest eines Blutzeugen, jede Predigt an diesen Festen bekundet es ja laut, wie hoch im Christentum die Tapferkeit gewertet wird. Die gleiche Sprache ist schließlich übergegangen in die Lehrbücher der Moral und Aszetik, die mit aller Entschiedenheit die Vorstellung abwehren, als wollte und sollte das Christentum ein schwächliches, furchtsames, verbogenes und verlogenes Verhalten fordern oder fördern. So gesteht denn auch Werner Sombart³ von dem Eindruck, den er in anerkannter Bemühung beim Studium der unmittelbaren Quellen gewonnen hat: „Wenn man aufmerksam die Schriften der Scholastiker durchliest, vor allem das wunderbare, in seiner Monumentalität nur von den Schöpfungen Dantes und Michelangelos erreichte Werk des ganz großen Thomas von Aquino, so empfängt man den Eindruck, als habe ihnen noch mehr als diese Erziehung zur Bürgerlichkeit und Wohlanständigkeit ein anderes Erziehungswerk am Herzen gelegen: die Erziehung ihrer Zeitgenossen zu aufrechten, mutigen, klugen, tatkräftigen Männern. Worauf sie in ihrer Tugendlehre den größten Nachdruck legen, wozu sie immer wieder ermahnen, ist die Durchdringung des ganzen Wesens mit Spannkraft und Frische. Nichts verdammen sie so sehr wie geistige und moralische ‚Schlappheit‘. . . . Und ein großer Teil ihrer Morallehre liest sich wie Vorschriften für eine Art von seelischem Training. Die beiden Kardinaltugenden, die dieses Erziehungswerk vollbringen sollen, sind die Klugheit und die Stärke, die Quellen oder der Ausdruck der geistigen und der moralischen Energie.“

Angesichts dieses klaren Sachverhaltes müßte es eigentlich befremden, daß gegen das Christentum die Anklage erhoben wird, eine Religion für kraftlose, gebrochene, lebensuntüchtige Menschen zu sein, während es alles Starke, Freie und Mutige aus

einem rachsüchtigen Ressentiment heraus verleumde und zu Lasten umlüge. So ging das überhebliche Gerede unter den Vertretern der heidnischen Renaissance, so hallt es in unsern Tagen wider, besonders seitdem Nietzsche diese Anschuldigung zum Ausgangspunkt und zur Grundlage seiner neuen „Moral“ des Herrenmenschen gemacht hat. Es dürfte aber wohl kein freventliches Urteil sein, zu behaupten, daß keiner von den vielen Gegnern der christlichen Ethik sich der Mühe unterzogen hat, den Traktat des heiligen Thomas über die Tapferkeit durcharbeiten, wo sie Untersuchungen auch über die „magnanimitas“ und die „magnificentia“ gefunden hätten, Tugenden, die keinem „Herdenmenschen“ in den Sinn kommen. Auch werden wir schwerlich fehlgehen, wenn wir ihnen ein tieferes Verständnis absprechen für die Tapferkeit treuer, stiller Pflichterfüllung, die sich immer noch im schlichten christlichen Volk findet und oft in der Enge einer bescheidenen Lebensführung das Höhenmaß heldischer Tugend erreicht. Die großen Worte von der Philosophie als „Wagnis“ und vom „Einsatz der Existenz“, der in ihr geschehe, sollten nicht über die Tatsache hinwegsehen lassen, daß im Bereich des wirklichen Lebens die Existenzen ganz woanders und alltäglich gewagt werden als in den Studierstuben der Gelehrten und Literaten. Die Angriffe gegen das Christentum beruhen in dieser Hinsicht wesentlich auf einer Verkennung der christlichen Demut, die nur das rechte, der Wahrheit entsprechende Verhältnis zwischen Schöpfer und Geschöpf herstellen will, aber der Tapferkeit in keiner Weise entgegengesetzt ist⁴.

Schwerwiegender als die von Mißverständnissen und Unwissenheit eingegebenen Vorwürfe von außen sind die Bedenken, die aus den eigenen Reihen der Christen kommen und nicht so sehr die Theorie als vielmehr die Praxis betreffen. Ist es nicht so, daß heute die besten, wachsten Christen unter dem Anblick eines unkämpferischen, untapferen Christentums leiden? Spricht doch auch Papst Pius XII. in seiner Enzyklika vom 20. Oktober 1939 von denen, „die in Tagen ruhiger Geborgenheit sich zur Gefolgschaft Christi zählten, die aber — leider mehr Namens- als Tatchristen — in der Stunde der Bewährung, der Anfechtung, des Leidens, der getarnten oder offenen Verfolgung eine Beute des Kleinmuts, der Schwäche, des Zweifels, der Unentschlossenheit werden und, von Angst erfaßt wegen der Opfer, die sie um des christlichen Glaubens willen bringen sollten, sich nicht ermannen können, den Leidenskelch der Christustreuen zu trinken.“ Die Zahl dieser Christen ist heute Legion.

⁴ Vgl. Paul Wolff, Friedrich Nietzsche und das christliche Ethos (Regensburg 1940, Habel), wo sehr gut die weitverbreiteten Irrtümer und Entstellungen über die Demut berichtet werden.

³ Der Bourgeois (München 1923) 311 f.

Wo ist der Grund für diese beklagenswerte Erscheinung zu suchen? An der Lehre des Christentums kann es nicht liegen. Es wäre aber eine allzu leichte und nichtssagende Erklärung, wollte man sich einfach mit dem Hinweis auf die menschliche Unvollkommenheit begnügen, die immer wieder versagt, wenn ernste und schwere Anforderungen gestellt werden. Das ist gewiß wahr, aber es lassen sich doch auch besondere Ursachen feststellen, aus denen sich der jetzige Zustand entwickelt hat; denn die Christenheit von heute trägt in ihrem Antlitz deutlich die Züge, die ihre Geschichte eingegraben hat.

In den Anfängen der Kirche war das Christentum eine verschwindende Minderheit, die Ausnahme. Seine Religion war nicht eine Sache der Tradition, sondern der persönlichen Entscheidung und Hingebung. Auf die Bewährung im Geistes- und Glaubenskampf, in Gebetseifer und Leidensbereitschaft wurde daher in erster Linie Wert gelegt. Ohne sich in pharisäischer Überheblichkeit von den Heiden abzuschließen, wahrte das junge Christentum in seiner ganzen Lebensführung bewußt und merklich den scharfen Abstand gegen die christusfeindliche Umwelt. Es lebte aus dem Eigenen und war stolz darauf, aus dem Eigenen zu leben (1 Kor. 1, 17—29); es siegte durch die Straffheit seiner Zucht und die Kraft der Exklusivität (2 Kor. 6, 14—16). Der „*agon christianus*“, der Kampf der Christen, war nicht nur ein beliebtes Wort, sondern eine unerbittliche Forderung. Während heute die Taufe schon den unmündigen Kindern gespendet wird und die christliche Unterweisung — oft in recht ungenügender Weise — nachfolgt, war damals die Taufe der Lohn für eine lange Bewährung, für viele Opfer, und wurde erst nach gründlichem Unterricht in den Heilswahrheiten vollzogen. In jedem Christen wurde eine mannhafte Selbständigkeit gepflegt und zugleich das Sendungsbewußtsein geweckt, durch ein vorbildliches Leben als Sauerteig in einer großen Masse zu wirken. Die Nähe des Martyriums, die beispielgebende Gegenwart der Confessores, die in den Kerkern für Christus Mißhandlungen aller Art standhaft erduldet hatten und deren Spuren an ihrem Leib trugen, und die Strenge, mit der allgemein das Versagen in der Verfolgung beurteilt und verurteilt wurde, hielten den Geist der Tapferkeit wach. Der Kampf war schwer, aber die Kampflage klar. Man wußte, wo Feind oder Freund stand. Das erleichterte die Unterscheidung und die Entscheidung. Die Kirche erneuerte sich immerfort aus dem Jungbrunnen des Martyriums; sie erstarkte an den heldenmütigen Kämpfen und Leiden ihrer Bekenner und Blutzeugen. Darum gilt die erste Zeit des Christentums in besonderer Weise als die Zeit der Starken und Tapferen.

Das änderte sich sehr wesentlich, als die christ-

liche Religion aus den Katakomben stieg und zur Staatsreligion erhoben wurde. Das Christentum wurde zur Regel, zur Gewohnheit und büßte viel von seinem Kampfcharakter ein. Die Folgen waren sehr weitreichend und wirken zum guten Teil bis in unsere Tage hinein. Die Zahl wuchs, das geistige und sittliche Niveau sank. Das war die natürliche Entwicklung, die von der Geschichtschreibung auch eigens verbucht wird⁵ und eine Umstellung von größtem Ausmaß oben und unten hervorrief. Da das Christliche wenigstens in der Theorie als das Selbstverständliche vorausgesetzt werden konnte, kam es darauf an, das Errungene zu bewahren und gegen fremde, störende Einflüsse zu sichern. Die Gegner des Christentums, die nun widerlegt wurden, lebten meist nur auf dem Papier, in der dünnen Luft der Möglichkeit oder in dem Staub der Vergangenheit. An die Stelle des Christen ohne Masse, im Gegensatz zur Masse, war der Christ in Masse, getragen und gestützt durch die Masse, getreten. Der neuen Lage paßte sich die Seelsorge entsprechend an, indem sie weniger das Bestehen der Gefahren als die Behütung vor ihnen ins Auge faßte. Auch die Inquisition stand im Dienst, nicht der inneren Überwindung, sondern der äußeren Fernhaltung der Irrtümer. Wer bei Thomas von Aquin die Frage nachliest, ob man mit den Ungläubigen öffentlich disputieren solle (S. th. 2, 2, q. 10, a. 7), wird dort hinsichtlich der „*simplices*“, d. i. der großen Mehrzahl der Gläubigen, deutlich die Sorge herausfühlen, ihren Glauben vor jeder geistigen Berührung mit gegnerischen Einwänden zu bewahren und dadurch zu schützen („*quorum fides ex hoc est firmior, quia nihil diversum audierunt ab eo, quod credunt*“). Das war und ist durchgängig bis heute die maßgebliche Haltung. Es läßt sich aber wohl nicht leugnen, daß sie ihre erheblichen Nachteile hat, besonders für die Erziehung zur Tapferkeit und die Heranbildung starker Charaktere, die auf eigenen Füßen stehen können und ernstlicher Belastung gewachsen sind.

Wo der wirkliche Gegner und damit auch der frische, scharfe Luftzug der Kritik fehlt, breitet sich leicht jenes verblaßte, blutleere Christentum aus, wie wir es auch heute nicht selten in Gegenden finden, wo die Leute sagen: „Hier ist alles katholisch.“ Ein legales oder gewohnheitsmäßiges Sichfügen und Sichführenlassen täuscht über den Mangel einer lebendigen inneren Überzeugung hinweg. Die Erkenntnis schläft ein, daß das Christentum ein kostbarer Besitz ist, der von jeder neuen Generation neu erworben und verteidigt werden muß. Statt dessen herrscht eine satte, sorglose Stimmung, die reiche Quelle vieler Versäumnisse und Nach-

⁵ G. Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter I (Paderborn 1924) 107 f.; vgl. Pascal, *Comparaison des chrétiens des premiers temps avec ceux d'aujourd'hui* (éd. Strowski III [Paris 1931] 379—382).

lässigkeiten. Franz von Assisi hat für seine Zeit den weiten Abstand von dem christlichen Altertum geschildert, indem er in der treuherzigen Einfachheit seines Gemütes den Wandel und die Verkehrung der Sinnesart hervorhebt: „Die heiligen Martyrer sind im Kampf für Gott gefallen. Heute jedoch gibt es viele, die allein durch die Erzählung dessen, was jene vollbracht haben, zu Ehre und Menschenlob gelangen wollen.“⁶ Es ist das Ausruhen auf den Lorbeeren anderer. Die bloße Bewahrung des überkommenen, unangefochtenen Glaubensgutes und die Geborgenheit in einer von allen Seiten schützenden Gemeinschaft fordern den Mut des Bekennens und die Kräfte des Widerstandes nicht heraus. Man kann es an vielen Konvertiten beobachten, daß sie im Bekennen und Verteidigen der selbsterrungenen Überzeugung tapferer sind als viele Katholiken, die von Jugend auf der Kirche angehören und für ihren Glauben nie zu kämpfen hatten.

Die große Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts verschärfte in ihren Folgeerscheinungen die Entwicklung, die der Tapferkeit abträglich ist. Zwar weckte sie in den Vorkämpfern der katholischen Sache den Glaubensmut, aber im großen ganzen trieb sie die Kirche, zumal in den germanischen und anglo-sächsischen Ländern, in die Defensive. Die Notwendigkeit, immer auf der Hut gegen Angriffe von innen und außen zu sein, hat ihr eine Abwehrstellung aufgenötigt, die ihr allmählich fast zur zweiten Natur geworden ist. Die Defensive, die nicht auf Eroberung ausgeht, bescheidet sich damit, den eigenen Besitzstand zu wahren, und verrät schon durch die unaufhörlichen Klagen über die vielen Anfeindungen ihren heißen Wunsch, vor allem in Ruhe gelassen zu werden. Auch die beständigen Mahnungen zur Vorsicht dämpfen den Wagemut und verbreiten leicht ein Gefühl der Unterlegenheit. Ohne Zweifel ist das alles der Entfaltung der Tapferkeit nicht günstig. Das gilt schon für den Stellungskrieg. Eine Truppe, die nur oder hauptsächlich auf die Verteidigung eingeübt ist, wird aber erst recht im Nachteil sein, wenn die Fronten in Bewegung geraten. Die Haltung der bloßen Abwehr führt ferner die Gefahr herauf, daß man sich allzu sehr mit den Gegnern, ihren Ideen und Plänen befaßt und darüber versäumt, aus dem Eigenen zu leben und an dem Eigenen zu erstarken. So kommt es, daß der christliche Geist durch arglose Aufnahme fremdwüchsiger Gedanken und Bestrebungen in seiner Reinheit getrübt wird und eine Art Selbstvergiftung erleidet. Damit aber werden die Wurzeln selbst angegriffen, aus denen die Tapferkeit des Christen ihre Kraft ziehen muß.

Aufklärung, Indifferentismus, Liberalismus und Parlamentarismus, die dem 18. und 19. Jahrhun-

dert ihr geistiges Gepräge gegeben haben, sind ebenso viele Bedrohungen und Schwächungen der Tapferkeit gewesen, denn sie laufen alle praktisch auf einen Relativismus hinaus, der das klare, scharfe Ja oder Nein verwischt und damit den restlosen Einsatz der ganzen Persönlichkeit für die eigene Überzeugung innerlich unmöglich macht. In dieser lauen oder schwülen Luft herrscht das Bestreben, alle bis in die Tiefe der Seele reichenden Gegensätze unausgetragen in der Schwebe zu lassen, und es wird fast zum Grundsatz, im Ruhenlassen aller schwierigen Fragen und im Hinausschieben durchgreifender Entscheidungen der Weisheit letzten Schluß zu sehen. Die Gewohnheit, alles durch ausgleichende Verhandlungen zu regeln, erzeugt eine Geneigtheit, bis an die äußerste Grenze der Zugeständnisse zu gehen, um nur ja dem Kampf und einem unnötigen Martyrium auszuweichen.

Es soll nun keineswegs verschwiegen werden, was diese modernen Systeme für die Freiheit der menschlichen Persönlichkeit und die Humanisierung des Kampfes in einer geistig zerspaltenen Menschheit geleistet haben. Auch ist an sich nichts gegen die Betonung der Klugheit und der Besonnenheit einzuwenden, die ja Voraussetzungen der Tapferkeit sind; aber man wird zugeben müssen, daß die Welt der vorsichtig abgefaßten Ausgleiche, die aus taktischen Rücksichten das Wesentliche in den Hintergrund rücken und gleichsam verstecken, kein Himmelsstrich für Heldengröße ist. Wo um alles Hohe und Heilige nicht gekämpft, sondern verhandelt oder gar gefeilscht wird, haben die unentwegten Verteidiger fester Grundsätze einen schweren Stand, und wo die Nachfrage nach solchen Charakteren gering ist, wird von selbst auch das Angebot nachlassen.

Nun ist es gewiß wahr, daß die genannten Systeme mit ihrer relativistischen Seele außerhalb der katholischen Kirche entstanden und die ihnen zu Grunde liegenden Irrtümer von ihr oft verurteilt worden sind. Das schließt aber nicht aus, daß sie einen großen Einfluß ausgeübt haben und auch viele Katholiken diesem Einfluß erlegen sind. Der Opportunismus, d. h. das ängstliche Bestreben, sich nicht „importune“ zum eigenen Schaden vorzuwagen und harten Entscheidungen durch weitestreichende Zugeständnisse zu entgehen, liegt im Zug der Zeit. Die Versuche wiederholen sich immer aufs neue, das Christentum möglichst erträglich, leicht und weltförmig zu machen und die wuchtige, klare Sprache des Evangeliums, die dem schlichten gläubigen Volke so vertraut und so willkommen ist, zu Gunsten äußerer Vorteile abzuschwächen und zu dämpfen. Am geistigen Horizont taucht als Ideal ein Christentum auf, das in keiner Weise mit den „modernen“ Anschauungen und Lebensgewohnheiten in Widerspruch geraten kann. Es ist eine Zeit für diplomatische, vermittelnde Naturen. Aber

⁶ Bruder Leo von Assisi, *Der Spiegel der Vollkommenheit* I 3 (Ausg. Leipzig 1934), S. 18.

in dieser Luft gedeihen keine christlichen Charaktere, jedenfalls keine großen Charaktere. Kein Trompetenstoß weckt die Schlafenden, und Kompromißverhandlungen hinter den Kulissen lassen die Massen teilnahmslos. Es kommt vielen nicht so sehr darauf an, die christlichen Grundsätze, an deren Erkenntnis und Beobachtung das Heil der Menschheit geknüpft ist, in leuchtender Klarheit vor aller Welt herauszustellen, als vielmehr durch geschickte Anpassung und geschmeidige Formeln aus schwieriger Lage einen Ausweg zu finden, der freilich keine Lösung der strittigen Fragen, aber für den Augenblick eine gewisse Entspannung bringt. Nicht selten ist schon das viele Überlegen ein deutliches Zeichen dafür, daß es an der Haltung der Tapferkeit fehlt (S. Thomas, S. th. 2, 2, q. 123, a. 9). Schließlich führt der Nebel ungeklärter Fragen, Zielsetzungen und Stellungnahmen zu einer völligen Verdunklung der Gewissen, und es taucht allen Ernstes die Frage auf, ob man zur Vermeidung erheblicher Nachteile nicht pro forma aus der Kirche austreten dürfe. Das Ende ist ein kraft- und saftloses Christentum, das nach keiner Seite, weder nach innen noch nach außen, glaubwürdig und überzeugend wirkt.

Das also sind die Ursachen, die auf dem langen Weg von den Anfängen der Martyrszeit bis zur Gegenwart den Stahl der Tapferkeit in der Brust der Christen erweicht haben. Daher die vielen problematischen Naturen und schwankenden Gestalten, die ängstlich und verschüchtert zwei Herren zugleich dienen wollen und nach beiden Seiten hinken (Matth. 6, 24; 1 Kor. 10, 20; 3 Kön. 18, 21). So ist uns der traurige Anblick gewohnt geworden, zahllose Namenschristen zu sehen, die im Innern nicht den Geist Christi, sondern den der Welt hegen und in der Stunde der Prüfung schmählich versagen. Die Kirche aber duldet sie und muß sie dulden, um sie nicht ganz zu verlieren und ihnen wenigstens äußerlich nahe zu sein.

Die Gründe der Erschlaffung klar erkennen, lehrt zugleich die Heilmittel der Besserung suchen und finden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Jesus Christus, wenn er als Arzt der Seelen heute unter uns erschiene, seiner Kirche Eisen ins Blut verordnen würde. Eine ernste Besinnung auf die hohe Bedeutung und unbedingte Notwendigkeit der Tapferkeit für das christliche Leben ist daher geboten. Wollen wir der Verheißungen Christi teilhaftig werden, dann müssen wir nach seinem Beispiel und mit seiner Gnade mutig und beharrlich den guten Kampf des Heils kämpfen. Von dieser Pflicht enthebt keine Zeit, keine Schwierigkeit. In jeder Lage kann und soll der Christ eine würdige, aufrechte, mannhafte Haltung wahren. Wer ein Jünger Christi sein will, darf nicht über den Meister sein wollen; er muß sich von

vornherein auf mannigfache Opfer gefaßt machen und mit dem Widerspruch und Widerstand der christusfeindlichen Welt rechnen. In Stunden der Gefahr möge er in den Aposteln, die in dunkler Nacht unverzagt mit Wind und Wellen ringen (Mark. 6, 48), seine Vorbilder sehen und alle Hoffnungen und Versuche, der Kirche durch Nachgiebigkeit gegen die verkehrten Strömungen der Zeit einen ungestörten Frieden zu sichern, mit Papst Pius X. für „Träume eines Kranken“ halten, die aus der Feigheit oder dem Verrat stammen⁷.

Weil nun ein mutiges Herz, ein tapferer Charakter zu einem rechten Christen gehört, so ist die ganze christliche Erziehung dementsprechend einzurichten. Von Jugend auf sind die Gläubigen anzuleiten, das Wesen der christlichen Religiosität nicht in schwächlicher Anpassung, nicht in gewohnheitsmäßigem, lässigem Mittun, sondern in bewusster Entscheidung und Betätigung aus klar erkannten Grundsätzen zu sehen und sich durch eine andersdenkende Umgebung nicht beirren zu lassen. Nicht Stimmungen des Augenblicks, nicht Eingebungen der Furcht oder Berechnungen irdischer Nützlichkeit, sondern die Weisungen des Heilandes sollen die Leitsterne des Christen sein (Matth. 6, 33; 16, 26). Nicht der Halbheit und dem Wankelmut, sondern der standhaften Treue und dem offenen Bekenntnis sind die Hilfe und der Segen Gottes versprochen.

Die Beweggründe zur Tapferkeit sind in einem Licht zu zeigen, das sich nicht an den engen, kleintlichen Erwägungen der Vernunft, sondern an den Lehren der göttlichen Offenbarung entzündet und die Seelen auch inmitten schwerer Prüfungen mit Trost und Freude erfüllt. Daß Gott dienen herrschen heißt, daß es kein größeres Glück gibt als das Bewußtsein eines guten Gewissens, daß ein Tag in den Vorhöfen des Tempels Gottes besser ist als Tausende in den Gezelten der Sünder (Ps. 83, 11; 36, 16), daß Gottes Vorsehung den Menschen nicht über seine Kraft versuchen läßt und bei steigender Gefahr auch reichlichere Gnade zum Widerstand verleiht (1 Kor. 10, 13), daß auf dem Grunde des Leidenskelfes für den Christen das Bild seines Heilandes aufleuchtet, daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden und der christliche Glaube der Sieg ist, der die Welt überwindet (1 Joh. 5, 4) — diese und ähnliche Gedanken aus den Tiefen der christlichen Frohbotschaft sind es, die ein christliches Hochgefühl erwecken und den Geist der Niedergeschlagenheit, der Mutlosigkeit und der Feigheit fernhalten.

Da die Einwände gegen die christliche Religion in tausendfältiger Weise auf die Gläubigen eindringen, wäre es vergebliches Bemühen, sie dagegen abschließen zu wollen; sie sind viel-

⁷ Enzyklika „Communium rerum“ vom 21. April 1909: AAS 1909, 364 f.

mehr mit ihnen vertraut zu machen und dadurch zu befähigen, allzeit über ihren Glauben sachlich stichhaltige Rechenschaft abzulegen (1 Petr. 3, 15; Kol. 4, 5 6). Jedenfalls ist in dieser Richtung zu arbeiten. Selbstverständliche Voraussetzung hierfür ist, daß die Theologen die zentralen religiösen Fragen der Gegenwart beherzt in Angriff nehmen und sich nicht in peripherische Bezirke zurückziehen oder abdrängen lassen. Nur dann, wenn die Gläubigen erzogen werden und gewohnt sind, in täglicher Selbstüberwindung ihren Willen an den auftauchenden Schwierigkeiten zu stählen, wenn sie wach und in der festen Zuversicht auf die Kraft von oben zum Einsatz bereit sind, kann man mit Recht die Erwartung hegen, daß Gott ihnen auch in großen und schweren Gefahren die Gnade der Standhaftigkeit verleihen wird.

Endlich wird die Seelsorge im Hinblick auf das christliche Lebensideal (Matth. 5, 48) gut tun, nicht nur in kluger, milder Rücksicht auf die Masse minimale Forderungen zu stellen, sondern auch auf die Hochziele der Heiligkeit hinzuweisen, damit wenigstens eine Minderheit in beispielhafter Weise den andern voranleuchtet, sie stützt und empor-

zieht; denn was Bischof v. Ketteler⁸ vor langen Jahren geschrieben hat, das läßt sich auch auf die heutige Zeit anwenden: „Es ist eine Verknennung der ganzen wunderbaren Geschichte der Kirche, wenn wir glauben, daß eine bloß natürliche Gerechtigkeit und ein ganz gewöhnliches Alltagsleben, wenn es sich nur von groben Verirrungen fernhalte, genüge, um den Geist zu überwinden, der jetzt in der Welt ist. In jedem Jahrhundert — von jenen Märtyrern auf den Blutgerüsten und den Anachoreten in den Wüsten angefangen —, wo das Christentum große Siege errungen hat über Lüge und Irrtum, haben sich dieselben an das Leben der Heiligen geknüpft. Heilige Bischöfe, heilige Priester, heilige Mönche, heilige Laien haben die Welt überwunden, waren die Mehrer des Reiches Christi. So wird es auch in Zukunft bleiben. Wir müssen daher die bequemen Formen des Alltagslebens durchbrechen und uns den hohen Formen des heiligen Lebens unterwerfen, wenn wir die Sehnsucht unseres Herzens, die Verbreitung des Reiches Christi, ... erreichen wollen.“

⁸ Freiheit, Autorität und Kirche⁴ (Mainz 1862) 243.

URZEITFORSCHUNG IN DER SICHT VON HEUTE

Von Alois Cloß

Der Begriff des Urzeitlichen als des Geschehens vor allen Originalaufzeichnungen in einem Volk bzw. im ganzen Menschengeschlecht ist seit längerem genügend klargestellt und kaum mehr umkämpft.

Desgleichen steht der Charakter der Prähistorik (Kunde von den Kulturresten vor der Schriftentwicklung) und der Völkerkunde (Wissen von den Völkern ohne Schrift) als den eigentlichen Wissenschaften von urzeitlichen Zuständen und Entwicklungen nach wie vor fest. Die erste, die Prähistorik, nennt sich deshalb mit einem gewissen Rechte Urgeschichte im besonderen Sinn, weil sie allein mit ausschließlich der Vergangenheit angehörigen Zeugen, nämlich den von Menschenhand stammenden Bodenaltertümern, beschäftigt ist, indem sie diese möglichst vollständig zu Tage zu fördern, zu gruppieren und in ihr Zeitschema (Steinzeit — Bronzezeit — Eisenzeit) einzuordnen sucht. Demgegenüber ist der Stoff der zweiten Wissenschaft, der Völkerkunde, durchaus zeitgenössisch lebendig, nämlich das Kulturleben der heutigen Naturvölker. Trotzdem haben wir auch ihn, weil im Zustand der Schriftlosigkeit und in primitiven Verhältnissen entfaltet, wie sie zur Urzeit der Menschheit geherrscht haben müssen, als ein Überbleibsel aus der Urzeit anzusehen. Nur ist es nicht ohne weiteres möglich, ohne willkürlich ein Entwicklungsschema anzunehmen, sachlich zu entscheiden, welche Lebensformen bei diesen Völkern und welche dieser

Völker selber älter sind als die andern. Vor allem aber bleiben, solange es an einem verlässlichen Maßstab für zeitliche Gliederung der Naturvölker mangelt, notwendig Völkerkunde und Prähistorik unverbunden nebeneinander.

Daran ändert auch der beachtenswerte Umstand nichts, daß sich jetzt immer dringlicher zwischen Prähistorik und Völkerkunde der rassetheoretische Gesichtspunkt und mit ihm die Rassengeschichte der Menschheit einzuschalten beginnt. Die Kunde von den fossilen Menschenresten als Zeugen alter Rassenverhältnisse, an sich ein Teil der physischen Anthropologie, stand ohnedies schon seit jeher in engem Zusammenhang mit der Prähistorik. Heute wird sie aber großzügig mit unserem Wissen von den lebenden Menschenrassen, zu denen auch die Rassen der Naturvölker gehören, zu einer vorwiegend auf das Morphologische achtenden Rassengeschichte (im Sinn v. Eickstedts) verbunden. Darüber hinaus strebt man nach einem Erfassen der im kulturgeschichtlichen Fortgang sich auswirkenden Rassenseelen und verspricht sich erst von dieser allgemeinen Rassenseelenkunde, zu der wieder die Verhältnisse unter den Naturvölkern ihren wichtigen Beitrag zu liefern vermögen, daß sie ein ernstes Wort in Urzeitfragen werde mitzureden haben. Die Möglichkeiten der neuen Rahmenwissenschaft sind freilich vor allem nach dieser Richtung hin noch wenig scharf durchdacht und praktisch